

Sonntags-Blatt

Verantwortlicher Schriftleiter
Dr. phil. Franz Geueke

der Rheinischen Volkszeitung

Notationsdruck und Verlag von
Hermann Rauch, Wiesbaden

Nachdruck aller Artikel verboten

Nummer 47

Sonntag, den 15. Oktober 1916

34. Jahrgang.

Kirchlicher Wochenkalender

Sonntag, 15. Okt.: Theresia; Montag, 16. Okt.:
Gailus; Dienstag, 17. Okt.: Hedwig; Mittwoch,
18. Okt.: Lut., Ev.; Donnerstag, 19. Okt.: Petrus
u. Mt.; Freitag, 20. Okt.: Joh. Kant.; Sam-
stag, 21. Okt.: Ursula.

18. Sonntag nach Pfingsten

Evangelium des hl. Matthäus 9, 1—8

In jener Zeit stieg Jesus in ein Schifflein,
fuhr über und kam in seine Stadt (Napharnaum).
Und siehe, sie brachten zu ihm einen Wichbrüchigen,
der auf einem Pette lag. Da nun Jesus ihren
Glauben sah, sprach er zu dem Wichbrüchigen:
Stehe auf, mein Sohn, deine Sünden sind dir
vergeben. Und siehe, einige von den Schriftge-
lehrten sprachen bei sich selbst: Dieser lästert Gott!
Und da Jesus ihre Gedanken sah, sprach er:
Warum denket ihr Böses in euren Herzen? Was
ist leichter, zu sagen: Deine Sünden sind dir ver-
geben, oder zu sagen: Stehe auf und wandle
umher? Damit ihr aber wißt, daß des Menschen
Sohn Macht habe, die Sünden zu vergeben auf
Erden, sprach er zu dem Wichbrüchigen: Stehe
auf, nimm dein Bett und geh in dein Haus!
Und er stand auf und ging in sein Haus. Da
aber das Volk dieses sah, fürchtete es sich und
pries Gott, der solche Macht den Menschen ge-
geben hat.

Die wahre Kirche Christi muß als weiteres
Merkmals ihrer Ausgewähltheit das Zeichnen
der Heiligkeit an ihrer Stirne tragen. Hei-
ligkeit! Wenn ich mit deinem Bilde die Kirche
erhele, so daß die acht ehn Jahrhunderte ihrer
Geschichte klar vor mir liegen, dann tut sich
mir ein Bild auf, so groß und schön und prächt-
tig, daß ich die Augen nimmermehr abwenden
möchte. Dann verstehe ich die Freude der Kirche
am Allerheiligentage: „Ich sah eine große
Schar, die niemand zählen konnte, aus allen
Völkern und Stämmen und Nationen und Spra-
chen.“ Diese große Schar sind ja die Kinder
der Kirche, Fleisch von ihrem Fleisch, Blut von
ihrem Blut. Und wie jede Mutter stolz ist auf
ihre Kinder, die etwas geworden sind, die es
zu etwas gebracht haben, so darf die Kirche,
diese große gütige Mutter so vieler Kinder, stolz
und freudig auf ihre Lieblinge hinausblicken.
Sie sind herangewachsen in ihrem Schatten, ge-
nährt, gereift und vollendet durch ihre Kraft,
durch ihre Sakramente.

Die Kirche kann gar nicht anders, als zur
Heiligkeit erziehen. Denn alles an der Kirche
ist heilig. Heilig ist ihr Ursprung, ihr Glaube,
ihre Einrichtung, ihre Verwaltung, ihre Gna-
denmittel, ihr Ziel und Ende.

Kann es einen heiligeren Gister geben als
Jesus Christus, den Sohn Gottes? Er allein
unter den Menschenkindern konnte von sich
sagen: Wer von euch kann mich einer Sünde
beischnüden? Wie unheilig ist oft das Leben
der anderen Religionsstifter. Wieviel Mangel liegt
an ihrem Charakter, an ihrem Tun. Gewiß
haben sie Vorzüge, edle Eigenschaften aufzu-
weisen. Wer sich aber als Gesandten, Beauftrag-
ten Gottes ausgibt, darf sein Werk nicht mit
schwerer Schuld beginnen und die Gebote dessen
missachten und mit Taten treten, in dessen
Namen er auftreten will.

Heilig ist der Kirche Glaube, Lehren
und Gebote. Der Glaube der katholischen
Kirche befaßt sich mit dem Heiligsten, Christwürdig-
sten und Barmherzigsten zwischen Himmel und Erde.

Wir Katholiken glauben an den ewigen Wert
unserer unsterblichen Seele, wir glauben, daß
die Dinge dieser Welt nicht ihrer selbst
willen erstrebt und begehrt werden sollen, son-
dern nur insofern sie Bedeutung haben für das
Jenseits. Mit diesem Glauben halten wir das
richtige Maß zwischen Diesseits und Jenseits,
haben den vollen befriedigenden Genuß vom
Besitz der irdischen Güter und legen den Grund
zu reiner, ungetrübter Freude in dieser Welt.
Wir Katholiken glauben weiter, daß die Leidens-
chaften und Begierlichkeiten, mit
denen der einzelne Mensch in höherem oder ge-
ringerem Grad geplagt ist, bekämpft werden
müssen. Wir dürfen nicht eine sogenannte
„gesunde Sinnlichkeit“ pflegen, sondern müssen
unsern Leib stets in Ehren halten, als Tempel
des hl. Geistes betrachten und behandeln. Nicht
der Naturtrieb darf herrschen in uns, sondern
der Geist, der Verstand, die vom Glauben e-leuch-
tete Vernunft muß das Übergewicht behalten.
Dann ist der wahre Friede, das wahre Glück
unser Anteil. Das Gegenteil bringt Erniedrig-
ung, Schmach und Schande, Ehrlosigkeit, Ge-
wissensbisse, Unruhe, Verzweiflung.

Sind das nicht reine, heilige Lehren, die
der katholische Glaube predigt! Und nun ver-
gleiche man damit das, was außerhalb der Kirche
für Grundsätze und Lehren aufgestellt und ver-
teidigt werden. Ich will nicht sagen, daß die
oberste protestantische Kirchenbehörde selbst oben
angegebene Lehren über Leib und Gebrauch der
irdischen Güter, über gesunde Sinnlichkeit predi-
gt. Allein was wir ihr zum Vorwurf machen,
ist, daß sie solche Lehren nicht energisch genug
bekämpft, keine offiziell abweichende Stellung
dazu nimmt, ihre Geistlichen, die von der Kan-
zel herab oder in Büchern, Zeitschriften, Vor-
trägen diese Lehren verbreiten, nicht zur Rech-
enschaft zieht und sie strafflos ausgehen läßt und
dadurch den Verdacht der Begünstigung auf sich
zieht. Wie werden wir Katholiken wegen unserer
Jenseitsbetrachtungen verpöndelt und lächerlich ge-
macht. Wie haben protestantische Geistliche den
heiligen heiligen Mönch wegen seiner Nacht
der Augen und seiner ängstlichen Flucht der näch-
sten Gelegenheit als Träumer und schwermütigen
Menschen hingestellt und von ihm gesagt, er könne
nimmermehr als das Ideal eines deutschen Jüng-
lings gelten.

Heilig ist die Lehre von den guten Wer-
ken. Wir Katholiken halten mit unserm Heilande
dafür, daß die Ausübung der leiblichen u. geistigen
Werke der Barmherzigkeit etwas Verdienstliches und
Gottwohlgefälliges ist, und demgemäß handeln
wir und tun an unserm Nächsten alles, was in
unseren Kräften steht. Luther hat die Verdienst-
lichkeit der guten Werke geleugnet, weil das
nicht in seine Lehre von der Rechtfertigung durch
den Glauben allein (ohne gute Werke) paßte.
Da nun im Jakobusbrief diese seine Ansicht
deutlich widerlegt wird und Jakobus ausdrücklich
und ungewandelt sagt, daß der Glaube ohne
die Werke gar nichts nütze bei Gott, so verwarf
Luther den ganzen Jakobusbrief als nicht zur
hl. Schrift gehörig. Glücklichweise sind die
Protestanten praktisch von dieser Lehre ab-
gekommen, und heute predigen viele ihrer Geist-
lichen, die Lehre von der Rechtfertigung durch
den Glauben allein fordere, daß dieser Glaube
lebendig sei, d. h. sich in Ausübung christlicher
Werke der Nächstenliebe betätige. Und tatsäch-
lich machen wir die Beobachtung, daß unsere
protestantischen Mitbürger sich gerade in den
Werken der christlichen Caritas hervortun. Der
gesunde Sinn hat hier jedenfalls über die Theorie

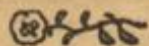
den Sieg davongetragen. Die „Theorie“ besteht
aber noch zu Recht, daß gute Werke nichts nützen
zur Rechtfertigung und Heiligung. Und das ist
jedenfalls eine unheilige, unbiblische, unchrist-
liche Lehre.

Heilig und überaus lieblich ist die katho-
lische Lehre von der Beobachtung der evan-
gelischen Räte (Armut, Keuschheit, Gehor-
sam), wie sie seit altersher von denen geübt
wird, die in Klöstern leben. Christus selber ist
es, der diese drei Räte empfiehlt — nicht be-
siehlt. Die freiwillige Armut hat er in der
Unterredung mit dem reichen Jüngling empfoh-
len: „Willst du vollkommen sein, so verkaufe
alles, was du hast, und gib es den Armen.“
Den Gehorsam hat er bei derselben Gelegenheit
angeraten: „Komm und folge mir nach“, d. h.
laß dich ganz von mir leiten. Die lebenslängliche
Keuschheit endlich hat Jesus empfohlen, als er
von der Unauflöslichkeit der Ehe sprach. Da
sagte er, daß es Leute gebe, die „um des Him-
mels willen ehelos bleiben“, und fügte hinzu:
„Wer es fassen kann, der fasse es“. Was Jesus
selber befolgt hat, was von Anfang des katho-
lischen Christentums an geübt wurde, was durch
die ganze katholische Kirche hinaus so viele edle
Jünglinge und Jungfrauen ergriffen und zu
den heiligmütigsten Entschlüssen und Opfern
entflammt hat, das sehen wir auch heute noch
in unseren zahlreichen Klöstern sich wiederholen:
Immer wieder finden sich hochgenute und ideal
gesinnte Menschen, die glänzende Stellungen,
eine auskömmliche Zukunft, alles brachten,
um im Ordensstande ein strenges, arbeitsames
Leben zu führen, das aber reich ist an innerem
Glück und seliger Befriedigung. „Und Petrus
ging an und sprach: Stehe, wir haben alles ver-
lassen und sind dir nachgefolgt, was wird uns
wohl dafür werden? Jesus“ antwortete und
sprach: Wer immer sein Haus oder Brüder oder
Schwestern, oder Vater oder Mutter, oder Weib
oder Kinder oder Acker um meines Namens
willen verläßt, der wird Hundertfältiges dafür
erhalten und das ewige Leben besitzen.“ Diese
klaren Worte Jesu über die Nachfolge des Herrn
haben die Reformatoren des 16. Jahrhunderts
verkannt, mißachtet und damit reiches katho-
lisches Leben vernichtet. Es ist empörend zu
lesen, wie die Fürsten und Städte, die die Re-
formation angenommen hatten, mit rauher roher
Hand in die Klöster griffen, die Mönche und
Nonnen, die dem weltlichen Treiben gänzlich
entzogen, nur für Gott und ihr Seelenheil in
Werken der Selbstheiligung und Nächstenliebe
lebten, zwangen, das Kloster zu verlassen und
in die Welt zurückzuführen, alles unter der Be-
gründung, das klösterliche Leben sei schriftwidrig
und vernunftwidrig.

Ganz besonders stark richteten sich die Angriffe
der Protestanten gegen den evangelischen Rat
der Keuschheit. Gemeint ist die in der katho-
lischen Kirche nicht bloß von den gemauerten
in Klöstern lebenden Männern und Frauen, son-
dern auch von den Weltgeistlichen geübte Ehe-
losigkeit oder Jungfräulichkeit. Wenn
man über diesen Punkt mit Protestanten redet,
findet man absolut kein Verständnis für die
religiöse Seite der Jungfräulichkeit, und ver-
steht oder offen ausgesprochene Verdächtigungen
des katholischen Priesters in Zeitungen, Ro-
manen, Reiseberichten, Vorträgen sind an der
Tagesordnung. Es fehlt eben an dem Funda-
mente für die Jungfräulichkeit, am Sinn für
das Opfer. Nachdem Luther das eucharistische
Opfer, die hl. Messe, aus seiner Kirche entfernt
hatte, mußte auch die Wertschätzung der Selbst-
verleugnung schwinden, wie sie ihre höchste Blüte

in der freiwillig erwählten und bewahrten Keuschheit erreicht. Wir Katholiken wissen, was die Kirche der Jungfräulichkeit verdankt. Ohne ihre unverheirateten sittenreinen Priester hätte die Kirche nie das Zustandekommen gebracht, was sie im Laufe der Jahrhunderte geleistet hat.

Die Jungfräulichkeit ist ein hervorragendes Mittel zur Heiligkeit. Daß die Jungfräulichkeit stets viel gegolten hat und von so vielen beobachtet wurde, ist ein Zeichen der Wahrheit. Wer die Jungfräulichkeit verachtet und geringachtet, setzt sich in Widerspruch mit Christus und kann die Wahrheit nicht besitzen. Ope.



Die hl. Hedwig — vom Kriege schwer betroffen

(17. Oktober)

Traktat im Kriege! (Hebr. 11, 34.)

Eine Heilige, die den deutschen Frauen gerade in der schicksalsschweren Kriegszeit ein erhebendes Vorbild sein kann, ist die Herzogin von Niederschlesien St. Hedwig.

Hedwig war die Tochter Bertholds IV., eines Grafen von Andechs und Herzogs von Meranien. Ihre Erziehung erhielt sie im Kloster von Rhinigen. Diese war kaum abgeschlossen, da reichte sie auf den Wunsch der Eltern dem Herzog Heinrich I., dem Bärtigen die Hand zum Ehebunde. Den Beinamen der Bärtige erhielt Herzog Heinrich, als er später mit seiner hl. Gemahlin das Versprechen ablegte, auch im Ehestande enthaltsam zu leben, und er dann wie ein Klosterbruder sich den Kopf schor und einen Bart trug. Vorher hatte Gott den beiden in vorbildlicher Ehegemeinschaft sieben Kinder geschenkt.

Hedwig war Landesfürstin. So hatte sie nicht nur ihrem Manne und ihren Kindern gegenüber die heiligsten Pflichten, sie sollte auch als Landesmutter vor Gott und den Menschen dienen. Und das tat sie in engem Anschluß an die Tätigkeit ihres hochgemuteten Gemahls.

Die Klöster waren damals die eigentlichen Mittelpunkte alles kulturellen Lebens, nicht nur des kirchlichen. Deshalb berief Herzog Heinrich die Zisterzienser, Prämonstratenser, Augustiner, Dominikaner und Franziskaner ins Land. In Trebnitz, nicht weit von der herzoglichen Residenz Breslau erbauten Heinrich und Hedwig in den Jahren 1203—19 das große Zisterzienserinnenkloster, das in der Folge den segensreichsten Einfluß aufs Land ausüben sollte — als Erziehungsanstalt der vornehmen weiblichen Jugend und als Asyl für Pilger und Kranke. Die Heilige brachte schon als Fürstin einen großen Teil ihres Lebens dort zu, um durch ihr Beispiel anzueifern. Besonders wenn ihr Gemahl auf Kriegszügen war und so Wunden schlug, war Hedwig in Trebnitz und von Trebnitz aus bemüht, Wunden zu heilen.

Als Herzog Wesslo von Krafau 1225 starb, ernannten die Großen des Reiches Heinrich den Bärtigen zum Vormund des unmündigen Fürsten. Konrad von Masowien (heute das Gebiet der Masuren) fühlte sich dadurch benachteiligt; so kam es zu mehrjährigem Kriege. Herzog Heinrich siegte in verschiedenen Treffen, wurde aber einst durch Verrat während des Gottesdienstes überrumpelt, schwer verwundet und gefangen genommen. Die Schleißen, über den Verrat an ihrem Herzoge sehr aufgebracht, wollten in einem furchtbaren Rachezuge gegen Masowien ausbrechen, da eilte Hedwig an den Hof Konrads nach Warschau. Durch ihr kluges, vermittelndes Wesen erlangte sie für den Gatten die Freiheit und bewahrte dabei zwei Ländern den Frieden.

Als Herzog Heinrich einmal einen Ort ohne Not im Kriege hart mitgenommen hatte, entschloß er sich auf die inständigen Bitten der Gattin hin, den gesamten Schaden wieder gut zu machen. Da sprach Hedwig das schöne Wort: „Ja, mein fürstlicher Herr, ihr verlorenes Gut kannst du ihnen wieder geben, aber wie willst du die heißen Tränen vergüten, die sie durch dich geweint haben und das herbe Leid, das sie durch dich getragen?“ Ein Wort, das so recht ein heiliges Frauengemüt kennzeichnet.

Der Herzog hatte durch seine glücklich geführten Kriege reiche, schöne Länderstriche erworben. Daß er in ihnen nun auch gedeihliche Friedensarbeit verrichtete, entsprang vielfach der Anregung seiner hl. Gemahlin. Heinrich hatte früher im westlichen Deutschland, in Franken und Schwaben, die bedeutend weiter entwickelte Kultur kennen gelernt. Deshalb suchte er vor allem aus diesen Landesteilen Ansiedler für den Osten zu gewinnen. Es entstanden so viele deutsche Ortschaften in den damals fast ganz slawischen Gegenden. Landbau, Handel und Gewerbe hoben sich, Salz- und Berawerke wurden angelegt; es wurden Straßen gebaut, sodaß sich auch ein reger Verkehr entfalten konnte. In all diesen Bestrebungen stand Hedwig ihrem Gatten treu zur Seite. Und während ihr Mann mehr die irdische Seite dieser Ansiedlungen betrieb, suchte sie geistigen und geistlichen Gewinn. So entstanden durch ihre Vermittlung gerade in den Neusiedlungen Klöster für Männer und Frauen, die den Unterricht für die Jugend auf sich nehmen mußten. Und das Beih, das mit solchen „Völkerveränderungen“ verbunden ist, änderte sie so weit sie konnte. Durch persönliche Heiligung suchte sie dann noch den Segen des Himmels auf das verdienstliche Werk herabzuholen.

Durch diese persönliche Bervollkommnung wurde aber auch die eigene Seele immer reiner und stärker.

Und Seelenstärke sollte sie noch zeigen müssen.

Herzog Heinrich hatte dem ältesten Sohne Heinrich Schlesiens zuerkannt, dem zweiten Konrad aber Polen. Es dauerte nicht lange, und Deutsche und Slaven standen sich mit dem Schwerte in der Hand gegenüber, und die Brüder waren Führer der Streitenden. Herzog Konrad endete in diesem Kriege durch einen Sturz vom Pferde. Vorher hatte Hedwig schon einen Sohn begraben müssen.

Nicht lange nach dem Todessturz Konrads starb auch Herzog Heinrich (1238), vom Volke hochgeliebt. Der Schmerz über den Tod der Söhne und des Mannes war kaum verlarbt, da wälzte sich von Osten her eine dunkle Wetterwolke gegen Europa heran. Die Mongolen brachen in zahlreichen Scharen aus dem Inneren Asiens hervor, überschwebten in furchtbaren Verheerungen den Westen Asiens, übersluteten dann den Osten Europas und standen 1241 an den Grenzen Deutschlands. Wohin sie traten, erhob sich unbeschreiblicher Jammer; Trümmerhaufen bezeichneter den Weg, den sie gezogen. Hedwigs Sohn, Herzog Heinrich der Fromme, rief die Streiter der Ostmark um sich, um deutsche Kultur und deutschen Glauben vor den heidnischen Sorden zu retten. Am 9. April 1241 kam es bei Liegnitz auf der Walsatt zu blutigem Ringen. Die Deutschen erlagen der Uebermacht, Herzog Heinrich selbst fiel. Er war aber als Held gefallen, er hatte mit seinen tapferen Scharen so unter den wilden Sorden aufgeräumt, daß sie nicht weiter zogen — Deutschland war gerettet. Als die hl. Mutter die Todesnachricht vom Sohne erhielt, hob sie die zitternden Hände zum Himmel und betete: „Herr, ich danke dir, daß du mir solch einen Sohn gegeben hast: er hat mich stets geliebt, nie betrübt; er war mein Teuerstes auf Erden. Nun hast du ihn zu dir genommen — auch hierfür danke ich dir. Dir empfehle ich seine Seele, er starb ja in ehrenvollem Kampfe für den Glauben und für das Land, zu dessen Schützer du ihn bestellst!“

Wenn die Heilige auch in völliger Ergebung in Gottes Willen den letzten großen Verlust ihres Lebens trug, er nagte doch stetig an ihrem Leben. Und schon am 15. Oktober 1243 folgte sie dem Sohne, den sie so heldenmütig Gott geopfert. Hedwig wurde 1267 heilig gesprochen, und Schlesiens verehrt sie seitdem als himmlische Beschützerin.

St. Hedwig ist ein beheres Vorbild allen deutschen Frauen, sie steht da leuchtend neben ihrer hl. Verwandten Elisabeth. Besonders ruft sie aber allen deutschen Frauen, die ein Viebes im Kriege verloren, zu: „Seid meine Nachfolgerinnen! Tragt euer Leid, wie ich es getragen, und sprecht wie ich:

„Dir empfehle ich seine Seele, er starb ja in ehrenvollem Kampfe für das Land, zu dessen Schützer du ihn bestellst!“ P. S. B., OFM.

Weggeleitet zum Glücke

Von P. S. B., O. F. M.

Von den sittlichen Tugenden.

Der Weg zum christl. Starckmute, 21

Im Buche der Sprichwörter (14, 26) heißt es: „In der Furcht des Herrn ist Zuversichtlicher Starckmut!“ Bei Sirach (34, 16) aber steht: „Wer den Herrn fürchtet, zittert vor nichts!“ Mit diesen Worten weist die hl. Schrift auf einen neuen Weg zum christlichen Starckmute hin. Die Furcht vor Gott und seinen Strafgerichten ist ein sicherer, wenn auch nicht bequemer Ausstieg zu dieser Kardinaltugend. Die Furcht Gottes ist — um mich eines anderen Bildes zu bedienen — gleichsam eine Radikalkur, die man anwendet, wenn sich uns besonders starke Gegner auf dem Pfade des Heiles entgegenstellen. Wenn die Leiden ungewöhnlich schwer sich auf uns legen, wenn die Gefahren, die uns Verderben drohen, ungewöhnlich hoch sich vor uns aufstürmen, dann sollen wir des ewigen, starken Gottes gedenken, der uns für diese Prüfungsfunde auch die nötigen Gnaden gibt, der aber auch von der Bewährung in dieser Prüfungsfunde unser ewiges Glück abhängig macht.

Wenn einmal ein großer deutscher Mann (Bismarck) gesagt hat: „Ein Appell an die Furcht findet in deutschen Herzen niemals ein Echo!“, so hat er damit keineswegs die Gottesfurcht gemeint, wie ja sein bekannteres Wort: „Wir Deutsche fürchten Gott, und sonst nichts in der Welt!“ klar erkennen läßt. Ist die Furcht in Wirklichkeit auch nicht der lauteste Quasi des Großen, so gibt es dennoch Lagen, wo die Furcht wahrhaft Großes schafft. Wie mancher unserer Selben schlägt sich in schwieriger Lage mit dem Mute der Verzweiflung, weil er sich sagt: „Ich will ein Held sein, sonst gehe ich als Feigling unter, mir und dem Vaterlande zum Schaden.“

Dann hat der göttliche Heiland selbst die Ersten seines Reiches aufgefordert, durch heilsame Furcht sich das Herz fest und stark zu machen.

Als der göttliche Heiland das fünffache Beih über die Pharisäer ausgesprochen, da er wußte, daß sie einmal die Gotteslehre zum Vorwand eines Gottesmordes machen würden, erinnert er sich daran, daß es seinen Jüngern einst geradeso gehen würde. Um sie nun im Voraus zu stärken, spricht er zu ihnen: „Fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib töten, und darnach nichts mehr tun können! Ich will euch aber zeigen, wen ihr fürchten sollt: Fürchtet den, der, nachdem er getötet hat, auch Macht hat, in die Hölle zu werfen. Ja, ich sage euch, diesen fürchtet!“ (Mt. 12, 4, 5.)

Was Christus hier empfiehlt, ist das große Stärkungsmittel der hl. Blutzungen aller Zeiten gewesen. Gewiß, sie sind aus Liebe zu Gott bereit gewesen, ihr Leben des Leibes auf Erden hinzugeben, um dafür ein ewiges einzutauschen. Aber, dann haben sie auch gewußt, daß irdische Macht nur aus leibliche, vergängliche Leben heranziehen kann, daß sie vor dem wahren, ewigen Leben Halt machen muß, daß nur Gott über dieses gebietet. Aus diesem Bewußtsein waren sie dann stark vor Gott und den Menschen. Die Menschenhand, die auf Verbotenes hinwies, haben sie in echt christlichen Starckmut verachtet, die Hand Gottes, die für die zuversichtliche Ausdauer im Kampfe des Lebens die Krone schon hinstellt, haben sie geküßt, wenn er auch ein paar Lebenstage dafür verlangte, wenn er schließlich die goldene Jugend, wie bei einer hl. Agnes, verlangte — auch die goldene Jugend ist ja gegen die unveränderliche Jugendzeit der Ewigkeit wie der flüchtige Hauch über blühendes Zwiegelglas.

So ist das oben angeführte Schriftwort: „Wer den Herrn fürchtet, zittert vor nichts!“ an den christlichen Bekenntnern aller Zeiten wahr geworden. Sie verachteten den Verlust menschlicher Günst, den Verlust von Hab und Gut, selbst den Verlust des Lebens, weil sie keine Sünde tun wollten, weil sie den nicht belebigen wollten, der allein wahrhaft töten und lebendig machen kann.

alte Zeit. Schmerzlich ruft er vielmehr aus: „Untroue liegt auf der Lauer; Gewalt fährt auf der Straße; Friede und Recht sind sehr wund“.

So sind durch das ganze Mittelalter hindurch trübe Schatten zwischen unserem jugendlichen Auge und der gesuchten Zeit gelagert. Der Mönch Ratbert sagt in seinem Ludwigslebe, das er um 881 zu Ehren des Normannenbesiegers dichtete, den Normanneneinfall als eine Strafe des Himmels für die Schlechtigkeit der Menschen auf. In der von Blut triefenden Geschichte des Frankenreichs brauchen wir nicht erst zu suchen.

Genau so ist es im Altertum. Durch die ganze römische Kaiserzeit vernehmen wir die Klage über den Verfall der Landwirtschaft, die Verödung des Landes, über das Wachsen eines trassen Aberglaubens und über die Untergrabung der Sitten. Die Historiker Sueton und Tacitus lassen uns Blide genug tun in die ersten Zeiten der römischen Cäsaren, um zu wissen, daß wir dort die gesuchte schöne Zeit nicht vor uns haben. Das Kaiserreich hatte nur das Erbe der römischen Republik angetreten, deren letzte Zeiten sozial, gesellschaftlich und politisch durch die Reden Ciceros auch für uns noch so durchleuchtet sind, daß wir auf unserer Suche weiter eilen. 118 vor Christo läßt der Satiriker Catus Lucilius in seiner Dichtung die Götter die Frage erörtern, ob Rom fürderhin noch des Schutzes des Himmels würdig sei. Man kann diese Frage verstehen, wenn man bedenkt, daß schon ungefähr 70 Jahre früher die Stadt den Bacchanalienprozeß sah, einen großen Skandalprozeß, in dem die Verhöre und Verurteilungen zum Tode nach Hunderten zählten. Die damaligen Behörden glaubten sich zu diesem furchtbaren Mittel gezwungen, um der Sittenverwilderung, die Ordnung, Familie und Staat zu zerstören schien, Einhalt zu gebieten. Weltbekannt ist aus jenen Tagen auch der leidenschaftliche Kampf Catos gegen die modernen Strömungen in Rom.

Wandern wir um diese Zeit in die hellenische Welt hinüber, so begegnen wir dem geistvollen Schriftsteller Polybios und hören ihn klagen: „In unserer Zeit ist in ganz Griechenland Verderblichkeit und Menschenmangel, und dadurch sind die Städte verödet“. Und am Beginn unserer Zeitrechnung kommt Strabo konstatieren, daß die thebanischen Städte seit der Mazedonienzeit zu Dörfern herabgesunken, daß in Asien die Städte verschwunden und die Bauern ausgestorben seien.

Auch der große Satiriker Aristophanes hält seiner Zeit den Spiegel vor, zeigt ihr das von Dabgier, wirtschaftlicher Entartung, neumodischer Oberflächlichkeit, demagogischer Leidenschaft, Prozeßsucht und Sittenlosigkeit entstellte Antlitz. Und die Zustände, die kurz vorher in Athen durch den Ausbruch der Pest (430 vor Christo) und durch die Verwicklungen des Peloponnesischen Krieges zutage traten, bilden eines der erschütterndsten Kapitel der Geschichte.

Was wir in Griechenland hörten, wir hören es auch im alten Palästina. Wie ein Grosser klagt durch die mahnenden Worte des Propheten die Klage über die Verderbtheit der Menschen.

Wenn wir den Fabel, den die Menschen gegangen sind, noch mehr zurückverfolgen und die Bilder und Hieroglyphen der Pyramiden fragen, so erzählen sie uns von Menschen, die im Froschdienst sich abquälten, von allerlei Leid und allerlei Freude, aber von der guten alten Zeit wissen sie nichts. Wir finden sie nicht, und wenn wir uns auf die nebelverwehten Pfade der Sage begeben. Eine Kata Morgana, flieht sie vor uns, wenn und wo wir sie zu erreichen hoffen, eine Kata Morgana, stets von neuem durch Erinnerung und Sehnsucht im Menschenhergen erzeugt. Jede Zeit hat eben ihre Weh n und ihre Schmerzen, aber auch ihre Freuden und ihr Gutes. Wo Licht ist, ist auch Schatten. Und wenn wir über die gegenwärtige Zeit klagen, wollen wir doch auch nicht ihre guten Seiten vergessen. Sie hat unserem Volke herrliche Errungenschaften gebracht auf allen Gebieten, sie hat uns aber auch innerlich reich gemacht. Das wollen wir nicht vergessen, wenn sie uns bitter schwer wird. Die gute alte Zeit lebt nur im Herzen des Einzelnen und zwar zu jeder Zeit.

Wenn die Nebel weichen . . .

Von Hans Sigbert

Der Nebel scheint die Welt verschluckt zu haben, die Berge und Höhen, die statischen Häuserreihen, den ragenden Dom.

Nur langsam, je näher man dem Flusse aufschreitet, taucht die Silhouette der Festung gespenstisch aus dem Meere von feuchtkühem Blaugrau empor; die Baumgruppen längs des Rheins erwachen zu mattem Leben; hier und da hebt sich ein schlanker Kiefernarm, das Profil eines Daches, ein Landhaus mit lausigen Erfern aus der fahlen Eintönigkeit, die das Diesseits und das Drüben umarmt.

Eintönig, aber nicht langweilig ist die Schau in die graue Unendlichkeit. Es wandert sich so leicht in der Morgenfrische, es atmet sich so wohl in der feuchten, staubfreien Luft. Und so reizvoll ist es, beim Näherkommen die Dinge erscheinen, sich beleben und plastisch werden zu sehen. Jemandes kämpft auch die Sonne mit den grauen Schleiern, die ihr Antlitz neidisch verhallen, ein verstellter Gang streift die Wangen, tut dem Auge weh. Blasse Lichter spielen minutenlang auf dem Boden, verschwinden und lassen das Nebelmeer dichter und grauer zurück.

Wie ein Schemen ragt etwas in Mitten auf, das Werth, Geest mit geisterhaften Armen in den weichen Luft, verblaßt und verschwindet. Und ganz plötzlich ist die Sonne da, eine lachende freundliche Sonne. Eine fleißige Sonne. Eifrig gibt sie sich an die Arbeit, wäscht Häuser und Straßen rein, spiegelt sich in Fenster-scheiben und glitzert auf Schieferdächern. Die letzten blassen Gezeiten jagt sie vom Weges-rain, von Feldern und Gärten, daß die Bäume Ägypten und in sattem Sommergrün prangen und kräftige Schatten auf die Landstraße werfen, daß das geteerte Gebälk der Dorrhäuser sich lustig abhebt von ihren langweilig ehrsamten Nachbarn. So hell und freundlich ist alles in Vordergrund, nur die Ferne ist noch blaß und matt, wie vertupft mit einem mäßigen uniformierenden Vorwinkeln.

Der Weg dreht und wendet sich. Vergetreten zurück und schieben sich vor. Blasse Schiffsmaste tauchen auf und verschwinden. Der Nebel scheint wieder vom Flusse her das lachende Landschaftsbild verdüsten zu wollen. Dann steht auf einmal, wie durch Zauberwort auf vorgelagerter niedriger Fels die Burg, noch halb verträumt, aber doch schon umlichtet und umgibt von zärtlichen Sonnenstrahlen, wie eine holde Braut. Riesenhafte Hände scheinen sich ans Werk zu geben, alle die dichten in eisernen Schleier von den Bergen herunterzuziehen und im Flußbett festzustampfen; aber die Arbeit will nur halb gelingen. Ding und versinken schaut noch die Ferne; aber über dem Rheine liegt es dicht und schwer.

Dann sehe ich ein wunderlich Bild. Gegen das dicke Weißgrau hebt sich mit weichen Konturen und doch scharf und deutlich ein stolzer Bau, ein Paroßdach in edler Form. Auf lichtumspielter Loggia blüht es von hundert Blumen. Goldner Wein leuchtet im Rheinweinglase. Und auf der hierlichen Brüstung raut es von sommen-durchleuchtetem Grün, von sonnenglühenden Kammerbäumen in brennenden Farben, von saphir-blauen Vethunien und Winden. Kein Meister der Welt hätte eine glücklichere Kontrastfärbung erfinden können für diese farbenfreudigen Sonnenkinder als das blasser Pastell des Nebels; fast als seien Blumen von durchsichtigem Glase in eine kalte graue Marmorwand eingesetzt.

Des Fahrmanns Kleiner Lütet und mahnt Abschied zu nehmen vom Sonnenglanz und der Schönheit. Denn der Dampf ist in einen frostigen Weißer Mantel gehüllt; nach kurzer Fahrt muß er stoppen und sein Läuterwerk in Bewegung setzen. Rechts und links klingen und him-melt es von Horden und Horden, von mahnen-den Stimmen und Stimmchen . . . Nicht lange. Die Wolke lichtet sich und gibt den Weg frei. Mächtige Lastkähne, hohe Dampfer tauchen im Nebel auf, wachsen heran zu fast unvorstellbarer Größe und Deutlichkeit, grünen und verschwin-den. Das Schiff gleitet durch das verschleierte

Land, an Auen und Burgen und Dörfern vor-bei, die sich erst den Schlaf aus den Augen weichen, vorbei an Städtchen und Bergtälern. Und wieder beginnt das reizvolle Spiel der Sonne mit dem Nebel. Silber bringt ihr Schein durch den Duft, glitzert auf Kuppeln und Türmen, auf Dächern und in Fenstern. Wie Ei ber tropft es vom Ruder des Schiffers, wie Silber gleist und tänzelt es auf unruhigen Rheineswogen. Silbergekrönt brandet der weiße Wisch am Weib des Schiffes empor. Die Burg auf Bergeshöhe ist von lauterem Glanz umgossen . . .

Höher ist Frau Sonne gestiegen. Eodern-der sind ihre Flammenlilie geworden. Der letzte weiße Duft sinkt vor ihr in des Rheines Bett. Die letzten düstigen Schleier weht sie von Berg und Tal. Mutig nimmt sie den Kampf auf mit den fahlen Geistern, die sich in den Bergtälern verstecken wollen. Feenhaft Lichtwirkungen zaubert sie hervor; das altersgraue Kastell wird zur Kata Morgana, die Au im Rhein zur Insel der Seligen.

Sie ruht und rastet nicht, bis das gesegnete Land daliegt, klar und schön wie am ersten Schöpfungsmorgen. Das Auge freut sich am Reichtum der Rebenberge, an den schroffen Formen der Felsen, an die Lieblichkeit der Dörfer, am Segen der Felder. Ueberall fleißige Hände, die Ernte zu bergen. Viel Frauen an der Arbeit. Die Halme unter der Sense des Mähers zur Erde fallend, in dunkelgoldenen matten Garben aufgeschichtet, wider einander gelebt. Wie ein Film rollt sich das Bild hundertjähriger Kultur, das Bild gesegneten Fleißes, das Bild mannhaft geschäftigen Friedens und gottbegnadeter Schönheit ab, ein Film, den man dem Feinde zeigen möchte, daß die Lügen und Verleumdungen wie Seifenblasen plätzen . . .

Ach, so leben und schauen zu können! Die Romantik einer fernen Zeit, die Technik und Industrie und den in Frieden wie im Kriege wohl bestellten Geist der Gegenwart. Die Maschinerie kämpft in einformigem Rhythmus, der Blick schaut und geräuscht die Wasserleichen, die Wogen rauschen tausendjährigen Sang, von den Schiffen, die wir überholen oder die uns be-gegen, den fast überreich mit Kohlen und Ge-treide beladenen Lastkähnen flattern bunte Win-vel, grüßt es mit weißen Tüchern.

So wohl ist's und so angenehm müde wird man. Müde vom Wandern und vom Fühlen Wein, müde vom Sehen in all den Glanz und die Schönheit. Die Augen schließen sich. Die Sommerblumen gaulen als Falter in trans-parenten Farben, als Rubin, Saphir, Gold-lapase, als Smaragde und Aquamarine vor einer dichten, bräunlichen Nebelwand. Grau in Grau. Und dann beginnen die Nebel sich zu zerteilen, zu sinken, zu verschwinden; das holdste Bild des Friedens zeigt sich!

Wie schön ist es, wenn die Nebel fallen . . . Aber das ist ein gesegnetes Warten, das Warten auf den Frieden, das Ausharren . . .

Oef

König und Landmann

Der Landmann lehnt in der Stille allein Und blickt hinaus in den Mondenschein Und schaut empor zu des Königs Palast; — Er weiß nicht, weils ein Gefühl ihn faßt. „Ach, wär' ich ein König, nur eine Nacht; Wie wollt' ich schalten mit meiner Macht! Wie ging ich umher von Haus zu Haus Und teilte den Schlummernden Segen aus. Der König lehnt im Palast allein Und blickt hinaus in den Mondenschein Und schaut hinab auf des Landmanns Haus Und senkt in das weite Schweigen hinaus: „Ach wäre ich ein Landmann, nur eine Nacht, Wie gern entriet ich der bräunlichen Nacht, Was tausend Hände mir nicht vollbracht, Das wollt' ich gewinnen in einer Nacht!“ So schau'n sie sinnend beim Sternensaut, Der König hinunter, der Landmann hinauf; Dann schließen beide den milben Blick Und träumen jeder von fremdem Glück.